

ren hervor, welche die Bereitschaft zur Aufnahme und das Tempo bei der Verbreitung landwirtschaftlicher Innovationen beeinflussten, freilich ohne daß man ihren jeweiligen Rang genauer zu ermessen vermöchte. Es wäre Aufgabe entsprechender Arbeiten für andere Teile Deutschlands, hierin mit Hilfe des Vergleichs noch etwas mehr Klarheit zu schaffen — ob und in welchem Umfang z. B. der Einfluß von »nationalem Prestigedenken, nationalen Vorurteilen und Ressentiments«, den Ulbricht bei mehreren kurhannoverschen Schriftstellern ausmacht, wirklich ins Gewicht fiel und wie sich solcher »Nationalismus« gegebenenfalls erklären läßt; oder unter welchen Bedingungen die ländliche Bevölkerung (Bauern, klein- und unterbäuerliche Schichten) bereit war, landwirtschaftliche Neuerungen praktisch aufzugreifen, inwieweit hier nur Festhalten am Alten und Mißtrauen gegenüber Veränderung als Hemmschuh eine Rolle spielten oder u. U. auch realistischere Interesseneinschätzungen mitwirkten (höherer Kosten- und Arbeitsaufwand für Intensivierungsprozesse, deren Ertrag zumal bei fehlender oder ungenügender Marktorientierung schwer einzuschätzen war u. ä. m.). Der Forschungsansatz von Ulbricht wird sich für ähnlich orientierte Studien jedenfalls als sehr nützlich erweisen.

Wolfgang v. Hippel

Arthur E. Imhof, Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay, Verlag C. H. Beck, München 1981, 279 S., kart., 38 DM.

Der Berliner Demographiehistoriker Arthur E. Imhof hat etwas getan, was nicht viele seiner C4-Kollegen wagen: Er hat seine Arbeiten zur Bevölkerungsgeschichte »popularisiert«, in eine verständliche Sprache verpackt und mit einem ansprechenden Layout und vielen Grafiken dem Buchmarkt übergeben. Damit durchbricht er zunächst einmal die schon fest institutionalisierte Arbeitsteilung zwischen Fachhistorikern, die in mühevoller Kleinarbeit und einem oft nur schwer übersetzbaren Jargon neue Erkenntnisse über die Vergangenheit zutage fördern, und Fachjournalisten, die diese Erkenntnisse aufgreifen, sie mit einer lockeren »Schreibe« und mutiger Diachronie würzen und dem breiteren Publikum vorlegen. Imhof tut jedoch noch ein weiteres, wovor sich die meisten Geschichtswissenschaftler hüten würden: Er bezieht sich konkret und ohne Umschweife auf aktuelle Probleme, Diskussionen, Kontroversen und versteht sein Buch ausdrücklich als Beitrag und Anregung zu einer neuen Handlungsorientierung, die seiner Meinung nach längst überfällig ist und unübersehbar auf der Tagesordnung steht. Eine veränderte Einstellung zum Alter, zur dritten und vierten Lebensphase, sei, so Imhof, angesichts der demographischen und biographischen Strukturwandlungen ebenso notwendig wie eine intensivere soziale Reintegration der Frauen, deren Energien und Erfahrungen in ihren »besten Jahren« von der Gesellschaft bislang ungenutzt blieben. Ein sehr gegenwartsbezogenes Buch also — und glücklicherweise ohne den gerade bei Historikern häufig anzutreffenden Gestus des erhobenen Zeigefingers. »Aus der Geschichte lernen« bedeutet für Imhof offensichtlich nicht ein überhebliches »déjà vu«, sondern vor allem den Hinweis auf die Relativität heutiger Erfahrung und die Warnung vor voreiligen (Kurz-)Schlüssen. So rückt er die von Medien und Politikern entfachte Hysterie ob eines demographischen Null-Wachstums auf dem Hintergrund einer historischen Entwicklung zurecht, in der Epochen einer Bevölkerungsstagnation wesentlich häufiger waren als solche einer rapiden Expansion, wie wir sie in den vergangenen zweihundert Jahren beobachten konnten. Kein Grund zur Panik also, aber um so mehr ein Grund, Mentalitäten, Institutionen und politische Bearbeitungsmechanismen allmählich an die veränderten Bedingungen anzupassen.

Überhaupt verzichtet Imhof auf jede Form von Panikmache, Effekthascherei oder ideologische Polemik, was sich vor allem da zeigt, wo er sich mit der Rolle der Medizin im demographischen Prozeß auseinandersetzt. Bewußt mäßigend tritt er jenen Kritikern entgegen, die die moderne Medizin an den Maßstäben von Humanität und Effizienz messen, und betont demgegenüber die großen Erfolge der medizinischen Therapie im Kampf gegen die Infektionskrankheiten. Allerdings gehen in seine Darstellung zuweilen implizite Annahmen über den Einfluß der medizinischen Wissenschaft und Praxis ein, die stützig machen. Gerade angesichts der lebhaften, bei Imhof aber nicht erwähnten Debatte über den Stellenwert verschiedener Faktoren (Ernährung, Medizin, Wohnung, Assanierung etc.) im Kontext eines allgemeinen Mortalitätsrückgangs seit dem späten 18. Jahrhundert verblüfft die Unbekümmertheit, mit der hier manchmal der Medizin eine ausschlaggebende Funktion zugestanden wird. Daß der »Ausbau einer rationalen Gesundheitspolitik« seit der Mitte des 18. Jahrhunderts (wie real und effektiv war die »Medizinische Polizei« eigentlich?) an der Vertiefung der sozialen Ungleichheit vor Krankheit und Tod beteiligt war, wie Imhof meint, oder daß die »Ausweitung gesundheitserhaltender oder -wiederherstellender Einrichtungen« wirklich dafür verantwortlich gemacht werden kann, daß sich diese Ungleichheit seit dem späten 19. Jahrhundert verringert hat, ist sehr zu bezweifeln (S. 116). Andere, in der Lebensumwelt verankerte Faktoren wie Wohn- und Ernährungsverhältnisse (die Imhof auch anführt) mögen mit größerem Recht als Verursacher der skizzierten Wandlungsprozesse gelten als der fiktive oder reale Entwicklungsstand der »modernen Medizin« oder des öffentlichen Gesundheitswesens.

Seltsamerweise läßt Imhof gerade bei dieser äußerst umstrittenen Frage seine sonst geübte Zurückhaltung und Vorsicht bei der Konstruktion kausaler Verknüpfungen fallen und konfrontiert den Leser mit Aussagen, die ihren hypothetischen Charakter hinter »harten« Formulierungen verbergen. Dies überrascht um so mehr, als das Buch in weiten Passagen eher einer Abenteuerexpedition ähnelt als einer risikolosen Eisenbahnfahrt. Der Autor wählt dafür das Bild einer »Werkstatt«, in der dem Besucher Gelegenheit gegeben wird, den Forschungsprozeß selbst in all seinen Stadien nachzuvollziehen.

Hier liegt denn auch die größte Stärke der Arbeit, und es ist ein Genuß, den nicht viele Forschungsberichte vermitteln, Imhofs Spuren bei der Sammlung, Ordnung und Auswertung demographischer Daten zu folgen. Vor allem im ersten Teil seines »historischen Essays«, der der »Suche nach Informationen über Alltagsmenschen von einst« gewidmet ist, gelingt es Imhof immer wieder, aus einem abstrakten Computerausdruck ein lebendiges Panorama sozialer Beziehungen hervorzuzaubern und den Leser behutsam und phantasievoll an mögliche Interpretationen heranzuführen. Am Beispiel von Familienrekonstitutionen anhand der Tauf-, Heirats- und Beerdigungsdaten von etwa 30 000 Menschen aus einer nordhessischen Region (Schwalm) stellt Imhof die vier grundlegenden Elemente der Bevölkerungsentwicklung vor: Nuptialität, Natalität, Mortalität und Migration. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem Geburtsgeschehen und den Versuchen, es durch ein gezieltes Verhalten zu steuern. Schließlich, so lautet seine These, hängt die Zurückdrängung der Mortalität, hängen die »gewonnenen Jahre« unmittelbar mit der Zahl der Geburten zusammen: Je mehr und in je kürzeren Abständen Kinder geboren wurden, desto geringer war ihre Überlebenschance. Unter Rückgriff auf seine eigenen Forschungen und die Ergebnisse schweizerischer und französischer Kollegen kann Imhof glaubhaft nachweisen, daß sich eine willentliche Geburtenkontrolle seit dem 18. Jahrhundert — allerdings mit regional und sozial unterschiedlicher Schnelligkeit und Konsequenz — immer mehr verallgemeinerte, daß auch in bäuerlichen Gemeinschaften von einer »autonomen« oder »natürlichen« Geburtlichkeit kaum je die Rede sein konnte, vielmehr auch hier wirtschaftliche Bedingungen Zeitpunkt und Intervalle von Konzeptionen beeinflussten.

Wollte Imhof in diesem ersten Komplex vor allem auf die »kollektiven Mentalitäten« hinaus, »durch die im wesentlichen die Grenzen des Spielraums individuellen Verhaltens und

Handelns abgesteckt wurden« (S. 73), so fragt er im zweiten, umfangreicheren Teil nach den grundlegenden Veränderungen, die sich in den letzten drei-, vierhundert Jahren im Bevölkerungsgeschehen abgespielt haben. Im Mittelpunkt stehen die enorme Erhöhung des durchschnittlichen Sterbealters und der Wandel des Todesursachenspektrums. Mit Hilfe seiner Schwalmer Daten, die den Zeitraum 1570 bis 1869 umfassen, und den Statistiken für das Deutsche Reich und die Bundesrepublik bis 1975 kann Imhof den bedeutsamen Strukturwandel belegen, der sich in einer sukzessiven »Zurückdrängung des Todes« ausdrückte. Wichtig ist ihm allerdings die Feststellung, daß dieser Prozeß in vielfältiger Weise differenziert ablief. Ungleichheit vor dem Tod war und ist ein zentrales Kennzeichen der demographischen Entwicklung, weshalb Imhof ihr auch gut die Hälfte seines Essays zueignet. Handelt er die geographisch-regionale, die sozial-topographische, die alters- und zivilstandsmäßige Ungleichheit noch relativ knapp ab, so verharret er länger bei den sozioprofessionellen und geschlechtsspezifischen Varianten, die er an anderem Ort auch als die charakteristischen sozialdemographischen Erscheinungen des 19. bzw. 20. Jahrhunderts bezeichnet. Allerdings wirken gerade hier seine Erklärungsangebote wenig überzeugend. Wenn er die weibliche Übersterblichkeit im fruchtbaren Alter bis vor wenigen Generationen auf die »vorzeitige körperliche Abnutzung aufgrund einer vielfältigen gleichzeitigen Belastung als Frau, Mutter, Kindermädchen, Krankenschwester, Gärtnerin, Köchin« etc. zurückführt (S. 151), drängt sich sehr rasch die Frage auf, ob denn nicht auch heute eine solche Mehrfachbelastung verheirateter Frauen gang und gäbe sei, die sich aber trotzdem nicht in einer Übersterblichkeit abbildet.

An diesem Punkt ist anzumerken, daß Imhofs Interpretationen zumeist zwar durchaus anregend und originell klingen, zuweilen aber einen etwas kurzen Atem haben. Das gilt nicht nur für das eben zitierte Beispiel, sondern auch für seine Exkursion in die Geschichte kollektiver Mentalitäten. Ohne diesen Höhenflug stoppen zu wollen, würde er wahrscheinlich weiter führen, wenn Fragestellungen und Ergebnisse benachbarter historischer Disziplinen, vor allem aus der Familiengeschichte und der historischen Anthropologie, stärker berücksichtigt werden könnten. Gerade bei einer Diskussion der Faktoren, die für eine bewußte Steuerung des Geburtsgeschehens verantwortlich waren, dürfte eine sozial differenzierte Analyse von Familien- und Geschlechterbeziehungen eigentlich nicht fehlen.

Daß ein so dichtes und mutiges Buch wie das vorliegende Einwänden und Kritik offene Türen bietet, versteht sich von selbst. Bei einem Überblick wird immer etwas zu kurz kommen, was sich der eine oder andere vielleicht ausführlicher oder mit anderen Akzenten gewünscht hätte. Nichtsdestotrotz ist Imhof eine ausgesprochen gute und nützliche Arbeit gelungen, nützlich nicht nur für das »breitere Publikum«, sondern auch für manchen Historiker, der den technizistischen Fachjargon der Historischen Demographie bislang eher gescheut hat. Zu hoffen wäre darüber hinaus, daß dieses Buch seinen Ausnahmestatus bald verlieren möchte und auch und gerade der Sozialgeschichte, die sich immer weiter in den Wissenschaftsturm zurückzieht, neue Wege ins »Publikum« weist.

Ute Frevert

Roderick Phillips, *Family Breakdown in Late Eighteenth-Century France. Divorces in Rouen 1792—1803*, Clarendon Press: Oxford University Press, Oxford 1980, pp. viii, 244, clothbound, £ 18.50.

The divorce law of 20. 9. 1792 marked a dramatic break with the past. It allowed divorce for any reason at all and made low cost divorce proceedings equally available to both men and women. This legislation was followed by a veritable flood of divorce cases. Phillips has